

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Dorflump. Von Ferdinand Hanusch

[urn:nbn:de:bsz:31-336895](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336895)

Der Dorflump.

Von Ferdinand Hanusch.

I.

Keine Gemeinde ist so klein, daß sie nicht etwa einen sogenannten Dorflumpen aufzuweisen hätte. Wer aber glaubt, daß dieser Dorflump der größte Betrüger, der größte Wucherer oder der größte Leuteschinder im Orte ist, der täuscht sich; die mit solchen schönen Eigenschaften Ausgestatteten sind im Dorfe geachtete Leute; sie haben Grund und Böden, einen schönen Hof, einen gut klingenden Namen und kommen, sobald sie das nötige Alter erreicht haben, in die Gemeindevertretung. Und dort sitzen doch keine Lumpen.

Im allgemeinen ist es immer ein und dieselbe Geschichte. Der Sohn eines Großbauern verliebt sich auf einige Augenblicke in eine arme Dienstmagd — das Verhältnis bleibt nicht ohne Folgen. Hat es der Bauer erfahren, ist es mit der Liebelei vorüber; die Magd wird vom Hof getrieben, unbekümmert darum, was aus Mutter und Kind wird. Auf einem Heuboden oder in einem Kuhstall, verlassen von der ganzen Welt — wenn sich nicht eine alte Bettlerin um sie annimmt — schenkt sie einem menschlichen Wesen das Leben. Mit dem Brandmal des Bastarden — nach den gut christlichen Begriffen — ausgestattet, wird das Kind frühzeitig in den Kampf ums Dasein gestoben. Von der gleichalterigen Jugend des Dorfes gemieden, spielt es in einem versteckten Winkel eines Bauernhofes mit dem Kettenhund und teilt oft genug in Ermangelung von etwas Besserem mit ihm die Mahlzeit. Dann beginnt die gewöhnliche Stufenleiter: Gänse-, Schweine- und Kuhhirt. Ist aus dem Kind ein kräftiger Bursch geworden, so gibt man ihn zur schweren Arbeit, die für geringen Lohn und viel Erniedrigung geleistet werden muß. Ist er zarter angelegt und nicht humpfsinnig genug, als die Demütigungen ruhig zu ertragen, so greift er zum Branntwein und wird ein Eckensteher, der nur mehr gelegentlich arbeitet — der Dorflump ist fertig.

*

Es war Herbst. Die Felder lagen grau und einförmig da, als trauerten sie um die ihnen genommene Ernte. Nur die und da reckten sich schüchtern die grünen Spizen der jungen Kornsaat aus dem Boden. Die Wiesenränder starrten farblos gegen den wolkensternen, bleiernen Himmel, während die Bäume des Waldes mit rauh rauchten, da sie der Herbstwind arg durcheinander rüttelte. Einem weißen Staubfaden gleich durchzog die Landstraße die hügelige Landschaft, an ihren Rändern fristeten einige verküppelte Ebereschendebäume ein kümmerliches Dasein. Angrenzend an die Straße, unweit des Dorfes, lag eine große Brache, auf der eine zahlreiche Kinderherde weidete. Einige Stücke grasen, während andere es vorzogen, sich niederzulegen, um das Geschäft des Wiederkäuens zu besorgen. Die umgehängten blechernen Schellen sorgten für die entsprechende Tafelmusik.

In der Mitte der Brache stand der Hirte, ein zirkelvierzehnjähriger Knabe. Hätte er sich nicht von Zeit zu Zeit bewegt, so hätte man ihn von ferne für eine Vogelscheuche halten können, ähnlich der, die in dem nahen Krausfeld stand. Durch den alten Filzhut fanden ganze Haarbüschel den Weg ins Freie; der lange, graue, viel geflickte und ebenso viermal durchlöcherter Rock war größer als der ganze Bursch. Er bedeckte ihn — soweit die Löcher nicht in Frage kamen — vom Hals bis zu den Füßen und noch blieb ein Stück übrig, das er beim Weitergehen nachschleppte. Die nackten, von Kälte und Schmutz aufgesprungenen Füße konnte man zwar nicht

sehen, aber an den Bewegungen erkannte man, daß er abwechselnd dieselben hob, da der Boden schon empfindlich kalt war. Die blauen Hände vergrub er in die langen Ärmel, den Kopf zog er in den aufgestellten Rockfragen, um sich vor dem Wind zu schützen. Vom Gesicht sah man überhaupt nur die von der Kälte blautrot gefrorene Nase, die blauen, wässerigen Augen und einige helle Haarbüschel, die unter der herabgebogenen Hutkrempe hervorlugten. Hätte Heine diesen Hirtenknaben gesehen, er hätte wohl schwerlich gedichtet:

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron. . . .

Vom Dorfe her klangen die langgezogenen, schwer-mütigen Töne eines Leierkastens; der Wind brachte abgebrochene Weisen eines Volksliedes von irgendwo her, in die sich die Nase des in der Nähe pflügenden Bauers mischten. Sonst hörte man nur das Heulen des Windes.

„Na, du Vogelscheuche, was stehst denn da, als hätten dir die Hühner das Brot gestressen?“

Der Hirt drehte sich erschrocken um: auf der Landstraße stand ein kleines Männchen, auf dem Rücken einen hölzernen Kasten und sah zu ihm herüber.

„Wie heißt denn du?“ frug der Mann nun weiter.

„Christoph Gottlieb.“

„Das ist ein schöner Name, paßt verflucht schlecht zu deinem Aussehen. — Bist du nicht ein Waisenkind?“

„Was ist das?“

„Herrgott, bist du aber dumm! Ein Kind, das keine Eltern hat, das ist ein Waisenkind.“

„Ich hab' keine.“

„Wie alt bist du denn?“

„Vierzehn Jahre vorüber.“

„Na hörst, da ist es wohl Zeit, daß du bald etwas lernst. Oder willst du immer Kuhhirt bleiben und dich von den Bauern prügeln lassen? Willst dein ganzes Leben lang Knecht bleiben und dann im Armenhaus sterben? Schau dazu, Zeit ist Geld, sonst könnte es leicht zu spät werden.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, humpelte der Alte weiter.

Mit aufgerissenen Augen sah Gottlieb dem Manne nach. Noch nie war es ihm eingefallen, über seine Zukunft nachzudenken. Da kam ein wildfremder Mann und machte ihn aufmerksam, daß er etwas lernen müsse, wenn er der Prügel der Bauern und dem Armenhaus entgehen wolle.

„Schau dazu, Zeit ist Geld, sonst könnte es leicht zu spät werden.“ Diese Worte hatten sich ihm besonders eingepreßt. Sinnend stand er da und wiederholte immer wieder diesen Satz. Es war ihm zwar noch vollkommen unklar, wie er das anfangen sollte, um etwas zu lernen, aber um so klarer trat ihm jetzt die Vergangenheit vor die Augen.

Das ungewohnte Nachdenken machte ihn fast schwindlig, er setzte sich in das nasse Gras. Er dachte mit Wehmüt an jene Zeit, die er im zarten Alter seiner Kindheit bei der alten Barbara — einer armen Bettlerin — zugebracht. Die kleine Hütte am Ende des Dorfes war sein Paradies. Dort fuhr ihm die gute Alte mit ihren runzligen Händen durch das blonde Haar, schob ihm die besten Bissen zu und tätschelte ihm die roten Waden. Dort spielte er mit dem großen, schwarzen Kater, dessen Augen im Dunkeln grünlich leuchteten und dem die Alte den Ruf einer Hexe zu verdanken hatte. Er hielt sie für seine Mutter, nannte sie auch so und sie ließ es sich ruhig gefallen. Das Kind fragt nicht nach dem Schoße, dem es das Leben verdankt; es wendet dem Wesen die ganze

Liebe zu, das ihm die ersten Worte lassen, den ersten Schritt machen lernte.

Kaum sechs Jahre alt, kam die Katastrophe. Eines Tages — es war im Frühling — betrat der Gemeindevorsteher die Stube. Er erklärte der alten Barbara, daß die Gemeinde von jetzt ab nichts mehr für den Buben bezahle, da er sich sein Brot schon selbst verdienen könne. Er solle bei ihm die Gänse hüten, dafür bekäme er die Kost — mehr könne ein solcher Bankert nicht verlangen.

Die Alte fing an zu weinen, er hing sich furchtlos an ihre Rockfalten, doch der Vorsteher verstand keinen Spaß: „Komme nur, bei der Alten wirst du nur verwöhnt.“ Er nahm ihn beim Arm und wollte ihn losreißen. Der Knabe klammerte sich mit aller Kraft an das geliebte Wesen und schrie aus vollem Hals: „Mutter! Mutter!“ Da kam der erste Schlag.

„Ich bin nicht deine Mutter, deine Mutter ist tot,“ schrie die Alte krampfhaft weinend auf, dem Bauer den Knaben zuschiebend.

Eine Weile sah er sie starr an, als wollte er sich überzeugen, ob sie auch die Wahrheit gesprochen, dann ließ er die Rockfalten los. Heftig weinend verließ er mit dem fremden Mann die Stätte, wo er als Kind in den Schlaf gesungen wurde, die ersten Schritte machte, die ersten Worte sprach, die ersten Märchen hörte. Es war der erste Schritt in das nackte, brutale Leben, den er mit sechs Jahren machen mußte, den sonst erst der Mann zu machen magt. „Der Herrenbub kommt!“ schrien einige Rangen, als er mit dem Bauer auf den Hof kam. Und der Herrenbub blieb er. Viel Arbeit, schlechtes Essen, viel Prügel, aber selten, fast nie ein gutes Wort. Das waren seine Erinnerungen. Kam er einmal in die Schule, dann war sein Platz in der Geselbant. Außerdem war er die Zielscheibe des Spottes der Dorfjugend, die frühzeitig von den Alten lernt, daß man sich mit einem armen Teufel alles erlauben kann.

Sein ganzes Wesen wurde dadurch verschüchtert. Da er von den Menschen nichts Gutes zu erwarten hatte, fühlte er sich am wohlsten bei den Tieren. Er plauderte mit den Gänsen, später mit den Schweinen. Die konnten ihm freilich keine Antwort geben, konnten ihn aber auch nicht beleidigen, nicht beschimpfen — das genügte ihm.

So vergingen die Jahre. Manchmal besuchte er wohl seine Pflegemutter, aber das war selten, da ihm die Zeit dazu fehlte und der Bauer es auch nicht gern sah, wenn er dorthin ging. Einmal hatte er sie ersucht, sie möge ihm von seiner Mutter etwas erzählen. Die Alte schüttelte aber verneinend den Kopf. Er sei noch zu jung dazu, um das zu erfahren, er werde es schon noch hören; das war die ganze Antwort, die er bekam.

„Lausbub, elendiger, kannst nicht auf das Vieh obacht geben?“

Eine derbe Ohrfeige klatschte auf die rotgefrorene Wade des Knaben, daß er zur Seite tanzelte. Er ver-

suchte sich zu erheben, da verwickelte er sich in den langen Rock und fiel wieder zur Erde. Ein zweiter Schlag folgte. Der Knabe duckte sich, die Tränen liefen ihm über die Wangen. Es war der Bauer, der ihm die lebenswürdige Behandlung zuteil werden ließ. Endlich raffte er sich auf, rannte so gut er konnte über das Stoppelfeld, um das Vieh aus dem Krautfeld zu treiben. Der Bauer stieß noch einige Verwünschungen aus, begab sich wieder zu seinen Pferden und pflügte weiter.

Wie oft wurde er schon geprügelt, mehr geprügelt, aber noch nie brannten ihn die Schläge so als heute. Fort, fort, schrie es in seinem Innern, aber schauernd schrak er vor diesem Gedanken zurück. Wo sollte er hin? Er hatte weder Freunde, noch Bekannte, war über die Dorfgrenze noch nicht hinausgekommen — die Welt war für ihn noch ein Rätsel.

„Schau dazu, Zeit ist Geld, sonst könnte es leicht zu spät werden.“ Immer wieder fielen ihm diese Worte

ein. Die Kreisstadt soll freilich nicht sehr weit sein, in zwei Tagen könnte man sie erreichen; dort könnte man etwas lernen.

Dieser Gedanke, in die Kreisstadt zu gehen, um etwas zu lernen, nahm immer festere Gestalt an.

„Gäbe ich nur den Mann, der mir den Rat gegeben, gefragt, wo man etwas lernen kann“, murmelte er vor sich hin. Er ist ja gegen die Kreisstadt gegangen; wenn ich heute noch nachgehe, so kann ich ihn vielleicht noch treffen.

Er sann eine Weile nach, dann reckte er trotzig den Kopf in die Höhe, seine Augen blühten entschlossen.

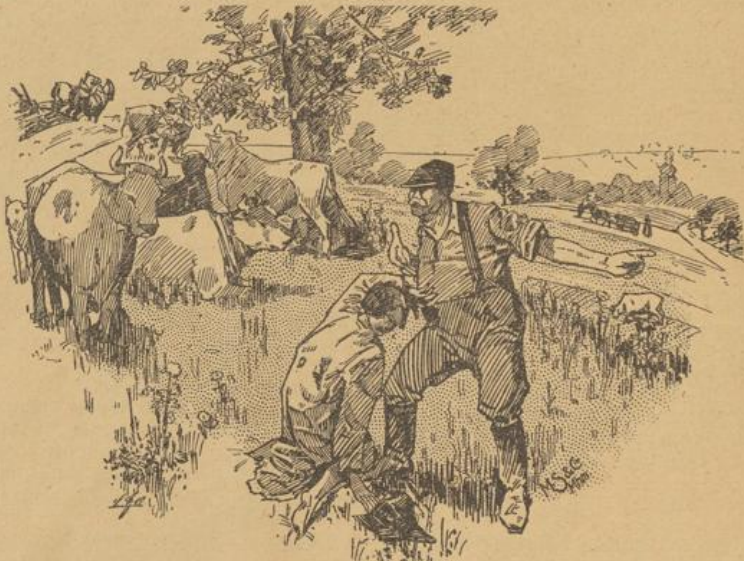
„Ins Dorf gehe ich nicht mehr. Ich gehe in die Kreisstadt, dort werde ich schon etwas finden.“

Der Drang nach Freiheit ließ ihn seine schlechte Kleidung, seine Mittellosigkeit vergessen — die Jugend machte sich über solche Dinge keine Gedanken.

Ein leichter, nässender Nebel überzog die Gegend — die Dämmerung brach ein.

„Treib' bald ein!“ rief ihm der Bauer zu, der sein Tagewerk beendet und gegen das Dorf fuhr.

Lange sah ihm der Knabe nach — bis er im Dorf verschwunden war. Kein Mensch mehr in der ganzen Umgebung — alles still, wie ausgestorben. Er trieb die Herde zusammen, jagte sie auf die Straße, knallte einige Male mit der Peitsche, dann blieb er ruhig stehen. Langsam trotteten die Kinder dem Dorfe zu. Wohl drehte hie und da eine Kuh den Kopf nach ihm um, aber die Sehnsucht nach dem warmen Stall war größer als nach dem Hirten — ruhig gingen sie weiter. Noch einmal stiegen ihm Bedenken auf, ob er das sichere, wenn auch bittere Brot verlassen sollte, um dem unsicheren nachzulaufen. Da spürte er das Brennen auf seiner Wange, eine ohnmächtige Wut überfiel ihn. „Nein, ich gehe nicht mehr zurück.“ Trotzig drehte er sich um, kehrte dem Dorf den Rücken, zog seinen langen Rock etwas in die Höhe



„Lausbub, elendiger, kannst nicht auf das Vieh obacht geben?“

und schritt rüstig der Kreisstadt zu. Bald war er im Nebel verschwunden.

II.

Der Schuhmachermeister Thomas Berger saß in der Sofaede und las beim Scheine der Petroleumlampe ein Arbeiterblatt. Es war 8 Uhr abends. Die Werkstätte war geschlossen, die Gehilfen nach Hause gegangen, das Nachtmahl vorüber, nun konnte er sich ruhig seiner Lectüre hingeben. Zwar wurde er, da er als Sozialist in der Stadt und deren Umgebung bekannt war, stark angefeindet, von seinen Konkurrenten bei seinen Kundenschaften denunziert, aber trotzdem hatte er mehr Arbeit als so mancher gute Patriot. Nicht bloß die Arbeiter, deren Interessen er furchtlos vertrat, ließen bei ihm arbeiten, auch andere, die auf eine gute Arbeit mehr Gewicht legten als auf eine politische Ueberzeugung, fanden den Weg in seine Werkstätte.

Er war als Geselle jahrelang im Ausland gewesen, wäre auch vielleicht dort geblieben, wenn nicht eines schönen Tages die heilige Hermendad gefunden hätte, daß man sich diesen lästigen Ausländer ja leicht vom Halse schaffen könne. Er bekam den Auftrag, binnen vierundzwanzig Stunden dem Lande den Rücken zu kehren, was er, wenn auch mit schwerem Herzen, tat — so kam er in die Heimat. Er brachte nicht nur reiche technische Kenntnisse aus dem Ausland mit, sondern auch eine felsenfeste Ueberzeugung, die nicht — wie bei so vielen — beim Meisterwerden aufhörte.

Die Frau wusch in der Küche das Geschirr, beim Tisch saß ein achtjähriges Mädchen, damit beschäftigt, die Schulaufgabe für den nächsten Tag fertig zu bringen. Im Kamin pfiff der Wind, an die Fenster schlug der Regen. An solchen Tagen fühlt man sich im häuslichen Glück doppelt wohl, ein angenehmes Gefühl des Geborgenseins durchrieselt die Glieder.

Da wurden schleichende Schritte im Vorhause vernehmbar; ein leises Schluchzen drang gedämpft in die Stube.

Berger legte aufhorchend die Zeitung auf den Tisch, auch das Kind sah von seiner Arbeit auf.

„Was ist denn das?“ murmelte er halb laut vor sich hin. Er erhob sich, ging zur Tür und öffnete sie. Der Lichtschein der Stube beleuchtete das dunkle Vorhaus und fiel voll auf einen ärmlich gekleideten Knaben.

Fast erschrocken fuhr Berger zurück.

„Was willst du?“ fragte er etwas barsch, da er nicht wußte, wen er vor sich hatte.

„Herr — Herr — ich möchte etwas — lernen!“ Stotternd, mit zitternder Stimme wurde diese Antwort gegeben.

Berger war es sofort klar, daß er es hier mit einem unglücklichen Wesen zu tun habe.

„So komm' herein!“

Bögernd, am ganzen Körper zitternd, betrat der Knabe die Stube — es war Christoph Gottlieb.

Mittlerweile war auch die Frau aus der Küche in die Stube getreten. Sie machte große Augen, als sie den verwahrlosten, zerkumpten Knaben sah.

„Also lernen willst du etwas? — Ja, wo kommst du denn her?“

„Ich kann nicht reden — ich habe Hunger.“ Gepreßt kamen die Worte über die blutlosen Lippen; bittend, hilfessuchend sah er zu dem vor ihm stehenden Menschen auf.

Berger sah seine Frau an, sie verstand den Blick und verschwand in der Küche. Das Kind wies er zu seiner Aufgabe, dem Knaben bot er einen Stuhl an, während er sich wieder in die Sofaede setzte.

Während der Knabe das dargebotene Essen mit Heißhunger verschlang, der warme Tee ihm die erstarrten

Glieder durchwärmte, durchzogen gar seltsame Gedanken das Gehirn des Meisters.

So mag ich vor fünfundsanzig Jahren vor meinem Meister gestanden sein. Mutter und Vater waren kurz nacheinander gestorben. Keine Verwandten hielten mich zurück, kein Gepäck beschwerte mich, kein Geld klang in der Tasche, als ich die Heimat verließ. Es war gerade so stürmisches Wetter wie heute, als ich die ärmliche Stube meines späteren Meisters betrat. Gerade so bittend mag damals mein Auge den alten Mann angeblickt haben, vor dem ich stand, wie es heute dieser Knabe tat. Es ist der Blick des Glends, der Hilflosigkeit, der sich immer gleich bleibt, ob er von blauen oder schwarzen Augen ausgeht.

Er erhob sich und ging nachdenkend im Zimmer auf und nieder. Seine Frau, die strickend beim warmen Ofen saß, störte ihn nicht; sie wußte, da sie seine Geschichte kannte, was in seinem Innern vorging.

Er blieb vor einer alten, kleinen vergilbten Photographie stehen, die an der Wand hing, auf die der volle Lichtschein fiel — es war das Bild seines Meisters.

„Ich bin zwar schon alt, aber einem Menschen zu helfen, noch immer jung genug“, hatte damals der Mann erklärt und er behielt mich bei sich. „Und ich sollte heute so grausam sein und sollte diesem armen Burschen die Tür weisen, ihn bei Nacht und Nebel auf die Straße jagen? Nein, Thomas, das darfst du nicht. Ich müßte, so oft ich dieses Bild sehen würde, vor Scham ersticken.“

Eine Hand legte sich ihm leicht auf die Schulter.

„Ich meine, wir behalten uns den Knaben da, Thomas“, sagte seine Frau leise.

„Ja, wir behalten ihn da, damit ich an ihm vergelten kann, was ich meinem Meister nicht vergelten konnte.“

Ein warmer Händedruck, ein tiefer Blick in die Augen seines treuen Weibes besiegelte das schöne Gelübnis.

III.

Schon länger als ein Jahr war Christoph Gottlieb Schuhmacherlehrling bei Thomas Berger. Der Meister war zwar streng, aber nie ungerecht. Der Lehrling bot zu häufig wenig Anlaß, die Gesellen hatten den flachshaarigen Kerl lieb gewonnen, während die Frau Meisterin sogar weiter ging und jedem erklärte, daß es hören wollte, daß sie so einen braven Burschen, wie der Gottlieb einer, noch selten gesehen habe.

Kein Wunder, daß sich Gottlieb in dieser Umgebung wohl fühlte. Wenn er abends unter die Decke kroch und zurückdachte an jene Zeit, wo er noch als Kuhhirt beim Gemeindevorsteher war, sich der Schläge und Schimpfnamen erinnerte, da fleg ihm im ersten Moment das Blut zu Kopf, ein Gefühl des Hasses beschlich ihn. Das dauerte aber nur einen Augenblick, dann wurde er ruhiger. Mit dem Vorsatz, ein braver Mensch zu werden und einem Dankegebet für seine Meisterleute schlief er ein, mit denselben Gedanken wachte er auf. Er mied die Gesellschaft gleichaltriger Burschen. Wenn sich andere draußen, allerhand Unl treibend, herumjagten, sah er bei einer Fibel und versuchte, den Weisungen des Meisters folgend, lesen zu lernen. Er freute sich, ja wurde ordentlich stolz auf die Fortschritte, die er machte. Kost, Quartier und Kleider bekam er vom Meister; die Trintgelder sparte er zusammen, um beim Austritt aus der Lehre einige Groschen für die Wandererschaft übrig zu haben, von der der Meister so schön erzählten konnte.

Es war am Vormittag des heiligen Abend. Der Meister stand Leder herrichtend beim Schneidbrett, die Gesellen fertigten Ware aus, während Gottlieb auf seinem Dreifuß saß und an einem alten Schuh eine kleine Reparatur vornahm. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf die Straße. Das geschäftige Hin- und Herlaufen der mit schweren Körben und grünen Tannenbäumen beladenen Frauen erinnerte ihn immer wieder

an das Weihnachtsfest. Ein glückliches Lächeln spielte um seine Mundwinkel. Es war weniger die Freude, daß er etwas bekommen werde, mehr beglückte es ihn, daß er heute zum erstenmal selber etwas schenken konnte. Er hatte dem kleinen Marielchen, des Meisters Tochterlein, das mit kindlicher Liebe an ihm hing, eine warme Wollhaube gekauft. Er malte sich in Gedanken die Freude aus, die das Kind und wohl auch die Eltern haben würden, wenn er abends schlüchtern mit seiner kleinen Gabe kommen würde.

Da ging die Thür auf, ein Polizist betritt die Werkstatt. Es war nichts Seltenes, daß ein Polizist in dieselbe kam, da der Meister wegen Versammlungen viel mit der Behörde zu tun hatte.

Nach kurzem Gruß trat er zu Berger.

„Bei Ihnen ist ein gewisser Christoph Gottlieb beschäftigt?“ frug er, die Anwesenden musternd.

„Ja — hier ist er.“ Er wies auf den Lehrburschen.

„Was wünschen Sie von ihm?“

„Der Bursche wird seit länger als einem Jahr stechbrieflich gesucht. Er wird von seinem früheren Herrn, dem Gemeinde-Vorsteher, beschuldigt, bei seinem Abgang zehn Gulden gestohlen zu haben.“

Das Gesicht des Meisters wurde kreidebleich, die Augen richteten sich durchbohrend auf den Lehrling, der diesen Blick nicht auszuhalten vermochte, daher die Augen zu Boden schlug. Jetzt trat er vor ihn.

„Das hast Du getan?“ frug er mit zitternder Stimme.

Christoph erhob sich — sein Gesicht wurde weiß wie die Wand — um die Mundwinkel zuckte es. Er wollte reden, doch war ihm die Kehle wie zugeschnürt, die Antwort blieb ihm im Halse stecken.

„Rede!“ befahl der Meister scharf.

„Nein,“ brachte Gottlieb kaum hörbar hervor, während ein Tränenstrom über die blassen Wangen rann.

„Soweit ich den Burschen kenne, ist er ehrlich“, sagte der Meister, sich an den Polizisten wendend, „ich traue ihm eine solche Schlechtigkeit nicht zu.“

„Das kommt hier nicht auf ihre Meinung an. Ich habe den Auftrag, den Burschen sofort zu verhaften.“

„Ich bin unschuldig!“ schrie der Lehrling verzweifelt auf, fiel auf die Knie, die Hände bittend emporhaltend.

„Vorwärts!“ kommandierte der Polizist. „Jeder ist unschuldig, solche Dinge kennen wir schon!“

„Geh, Gottlieb! Daß du unschuldig bist, davon bin ich fest überzeugt. Hoffentlich kommt die Wahrheit bald an den Tag.“

Der Meister streichelte das dünne Haar des Knaben und begleitete ihn bis vor das Haus.

Schneeflocken fielen tänzelnd von dem grauen, trostlosen Himmel. Harmonisches Glockengeläute kam von den Kirchtürmen der Stadt, die nahe Feier verkündend.

Gottlieb schritt gebeugten Hauptes, gefolgt von den tränensuchten Blicken seines Meisters, dem Grauen Hause zu.

IV.

Die Filder grüntem, die Kirschbäume blühten und der heitere Frühlingshimmel lachte dazu. Aus unsichtbaren Höhen drang der Jubelgesang der Lerche, während die Drossel in dem nahen Walde ihre melodischen Fragelaute in die Welt schmetterte. Hier und da vernahm man aus weiter Ferne den Ruf des Kuckucks. Am Bachrand standen gelbe Butterblumen. Sie starrten in das gurgelnde Wasser, neigten ihre Köpfechen den schäumenden Wellen zum Auf, zogen sie aber enttäuscht zurück, da jene, ohne auf die Liebesbezeugung zu achten, rasch verschwanden. Die mollige Frühlingsluft strich fächelnd über die junge Vegetation, nahm den zarten Blättern und Blüten etwas vom aromatischen Duft und führte ihn den Lieben-

schläfern unter die Nase, um auch sie endlich aus dem Schlaf zu erwecken.

Die Bäume der Landstraße warfen schon lange Schatten. Von Ferne hörte man einen Wagen rattern, das verlor sich aber immer mehr und mehr, bis es endlich ganz verstummte.

Zwei Menschen, an Alter sehr verschieden, schritten langsam, als hätten sie kein Ziel, dahin.

Der alte, weißbärtige, mit einem dicken Knotenstod bewaffnete Mann blies dicke Rauchwolken aus seinem kurzen Nasenwärmer. Von Zeit zu Zeit lüftete er seinen Hut, fuhr mit dem blauen Sack- tuch über den kahlen

Schädel, während ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg. Ueber dem abgetragenen Lederoock hing an einem breiten Riemen eine Ledertasche, nach der er von Zeit zu Zeit griff, als wollte er sich versichern, daß er sie noch nicht verloren.

Neben ihm schritt ein junger Bursche. Den Kopf vornüber gebeugt, die Augen zu Boden geschlagen, suchte er mit dem Alten Schritt zu halten. In seiner Gangart lag etwas Zögerndes, als würde er lieber die entgegengesetzte Richtung einschlagen.

„Was haben Sie denn angestellt, daß Sie drei Monate gefesselt sind?“ brach der Alte endlich das Schweigen.

Dem Jungen war diese Frage sichtlich unangenehm. Eine auffallende Röte überzog sein bleiches Gesicht.

„Sie brauchen mir es nicht zu sagen, wenn es Ihnen unangenehm ist“, sagte der Alte entschuldigend. „Ich hab' halt geglaubt, daß das Eingesperrtsein ja noch keine Schande ist, wenn man nur unschuldig ist.“

„Mein früherer Herr, der Gemeindevorsteher, hat mich beschuldigt, daß ich zehn Gulden genommen habe, und dafür hab' ich drei Monate bekommen. So wahr ein Gott im Himmel ist, ich bin unschuldig! — Aber was nützt alles Reden — der Mann behauptet es, das Gericht glaubt es und der Dieb ist fertig.“



„Soweit ich den Burschen kenne, ist er ehrlich, ich traue ihm eine solche Schlechtigkeit nicht zu.“

Er holte einigemal schwer Atem, als drohte er in der frischen Luft zu ersticken.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf, als könnte er das Gesagte nicht begreifen, zündete sich von neuem seine Pfeife an und tippete schweigend weiter.

Der Junge war froh, daß er mit weiteren Fragen nicht belästigt wurde, senkte den Kopf noch tiefer auf die Brust, während die Augen die grauen Straßensteine anstarrten.

Die Sonne war schon hinter den westlichen Bergen verschwunden, die graue Dämmerung schlich sich langsam, stetig zunehmend, über die hügelige Landschaft, als die beiden Wanderer das Dorf, das Christoph Gottlieb vor länger als Jahresfrist verlassen, erreichten.

Sie waren gerade bei der häuslichen Stätte der alten Barbara angelangt, da trat die Alte unter die Tür. Den dicken Knotenstock hielten die runzeligen Hände krampfhaft umklammert, die tiefliegenden Augen richteten sich scharf auf die beiden fremden Menschen, die aber keine Notiz von ihr zu nehmen schienen. Die Augen der Alten wurden immer größer, die Hände fingen ihr an zu zittern.

„Gottlieb, Gottlieb, bist du es denn?“ Ein Gemisch von Freude und Angst lag in ihrer Stimme.

Der Junge blieb stehen, auch der Alte tat das gleiche. „Ja, ich bin es“, sagte er halblaut, ohne die Augen aufzuschlagen.

Die Alte ließ, als wäre auf einmal neue Kraft in die Glieder gefahren, den Stock fallen, Tränen der Freude rannen über das faltenreiche Gesicht.

„So komm' doch her, du Teufelsbub', und laß dich anschauen! — Hast denn schon ganz die alte Barbara vergessen?“

Gottlieb ging hin und reichte ihr die Hand. „Mein Gottlieb, mein armer Gottlieb!“ rief die Alte bewegt, die mageren Arme um den Hals des Burschen schlingend.

„Ich hab schon geglaubt, ich werde sterben müssen, ohne dich zu sehen. — Aber jetzt bleibst du bei mir. Nicht wahr, Gottlieb, du bleibst bei mir? — Wer ist denn der Mann dort?“

„Der Schubführer.“
„Du kommst am Schub?“
„Ja — und aus dem Kriminal.“
„Gottlieb!“

In diesem Ausruf lag der ganze Schmerz, der die alte Brust durchwühlte. Sie ließ die Arme los und starrte Gottlieb wie gelistesabwesend an, nicht fähig, ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Lebt wohl!“ sagt Gottlieb leise, ging auf die Straße, wo sein Begleiter schon ungeduldig wartete und beide schritten, ohne sich umzudrehen, weiter.

„Gottlieb! — Gottlieb!“ rief eine heisere, gebrochene Stimme. Der Angerufene war aber jedoch hinter den Häusern verschwunden.

Die beiden gingen bis in die Mitte des Dorfes. Dort war an einem stattlichen Hause eine schwarze Tafel angebracht, auf der in ungelenten Buchstaben das Wort „Gemeindevorsteher“ stand.

Im Hofe trieben sich einige Buben herum. Als die beiden denselben betraten, stellten sie sich breitpurig, nach Bauernart, hin und glockten die Fremden an.

„Der Herenbub'!“ rief der größte von ihnen und die kleinen schrien noch lauter: „Der Herenbub'!“
Gottlieb biß die Zähne zusammen, am ganzen Körper zitternd, betrat er die große Stube.

Der Gemeindevorsteher, sein früherer Dienstherr, saß, seine Pfeife rauchend, bei dem großen Familientisch, wie es schon immer in der Abendstunde seine Gewohnheit war.

Der Schubführer erstattete die Meldung, übergab die Papiere und entfernte sich, um wieder denselben Weg zurückzulegen.

Gottlieb stand wie angewurzelt bei der Tür. Er wünschte sich, der Boden möge sich öffnen und ihn verschlingen, aber das Wunder wollte nicht geschehen.

Der Vorsteher legte seine Pfeife auf den Tisch, sperrte die Papiere in die Schublade, öffnete ein Fenster, durch das er mit lauter Stimme rief:

„Martin!“
Von draußen antwortete eine Stimme, während er sich, ohne Gottlieb anzusehen, wieder zum Tisch setzte und ruhig weiter rauchte.

Ein großer, stämmiger Knecht betrat die Stube.

„Sperr einmal den Dieb für heute nacht in das Spritzenhäufel! — Schließe aber gut zu, damit er nicht entwischt — morgen kommt er dann ins Arbeitshaus!“

Der Vorsteher drehte sich um — die beiden verließen die Stube.

Gottlieb saß, den Kopf in die Hände gestützt, auf der Deichsel der Feuerspritze. Draußen bellten die Hunde, als witterten sie, daß ein Fremder im Dorfe sei. Von ferne drang die Melodie eines Volksliedes in den düsteren Raum. Das übermüdete Lachen schäfernder Mädchen unterbrach die ländliche Ruhe.

Die bekannten Töne des Liebes sowie der Uebermut der Mädchen stimmten Gottlieb noch trauriger. Wie schmete er sich, als er hinter den düsteren Kerkermauern gefangen war, nach der Freiheit. Nun sollte sein Wunsch zu Wasser werden. Ins Arbeitshaus wollte man ihn stecken, ihn, der sich nie bewußt war, auch nur das kleinste Unrecht verübt zu haben. Aber freilich, was half es ihm, daß er von seiner Unschuld überzeugt war? War er nicht von den Richtern wegen Diebstahls verurteilt worden? Sollte er von anderen Leuten mehr Einsicht verlangen können, wie von Männern, die dazu berufen, jeden Fall auf das genaueste zu prüfen, bevor sie das Wort „schuldig“ über die Lippen bringen?

Ins Arbeitshaus. Bei diesem Gedanken drohte ihm das Blut in den Adern zu erstarren. Er hatte von den älteren Zellengenossen schreckliche Dinge von dieser Anstalt gehört. „Lieber zehn Jahre im Zuchthaus als drei Jahre im Arbeitshaus,“ war die Devise dieser Leute. Und dorthin sollte er sich nun jetzt einsperren lassen?

Gibt es da für ihn überhaupt noch jemals eine Rettung? Seine Augen füllten sich mit Tränen, ein konvulsivisches Schluchzen durchrüttelte seinen Körper.

Der Mond sandte mitleidig einen bleichen Strahl durch das kleine Fenster, der das Dunkel etwas erhellte.

Auf einmal wurde es finster — vor dem Fenster bewegte sich etwas.

„Gottlieb! — Gottlieb!“ rief eine gedämpfte Stimme. Gottlieb erschrak, er sah nach dem Fenster, doch konnte er das Gesicht nicht erkennen.

„Wer ist es?“
„Ich — die Barbara ist es. Komm' her, damit ich mit dir reden kann.“

Gottlieb kroch über die Spritze; im Nu stand er vor dem Fenster.

„Mach' auf!“ sagte die Alte, „damit wir uns besser verstehen können.“

Ein Rud, das Fenster gab nach, die frische Nachtluft umfächelte seine brennende Stirn. Die Alte ergriff Gottliebs Hand, drückte sie mit den knochigen Fingern, dann sagte, sie leise:

„Ich bin nicht gekommen, um von dir Rechenschaft zu verlangen, ob du schuldig oder unschuldig ins Kriminal gekommen bist, das mach' du selbst mit deinem Gewissen aus. Mich führt ein anderer Grund her. Du hast mich als Kind einmal gebeten, ich solle dir von deiner Mutter erzählen. Damals hab' ich dir es verweigert, da dir noch der Verstand fehlte, um alles begreifen zu können. Heute sollst du es hören. — Wie alt bist du?“

„Sechzehn Jahre.“

„Also vor sechzehn Jahren war es. Ich saß beim Spinnrad. Draußen heulte der Wind, der Regen schlug an die kleinen Fenster. Ich betete für alle diejenigen, die bei diesem Wetter das schützende Dach entbehren mußten. Da ging die Tür auf, ein junges Mädchen kam in die Stube, schleppte sich bis zur Ofenbank, dort sank sie unaufgefordert vor Erschöpfung nieder. Ich kannte sie, es war die Christoph Marie, das schönste Mädchen im Dorfe. Was nützt aber einem armen Mädchen die Schönheit. Sie ist tausenden Gefahren ausgesetzt, besonders dann, wenn es eine arme Waise ist, der die schützende Hand des Vaters und die Ermahnungen der Mutter fehlen, wie es bei Marie der Fall war.

Das Gesicht freibleich, die Augen voll Tränen, die Haare aufgelöst, so sah sie da, die Blicke so bittend auf mich gerichtet, daß ich kein Weib hätte sein müssen, um nicht sofort zu erkennen, um was es sich hier handelte.

Auf meine Frage, wer der Vater sei, wollte sie zuerst nicht antworten; endlich gestand sie, daß sie sich mit des Vorstehers Sohn, dem jetzigen Vorsteher, eingelassen, weil er ihr das Heiraten versprochen habe. Ich brachte sie zu Bett und lief um die Hebamme. Als wir nach einer halben Stunde zurückkamen, fanden wir statt einer Wöchnerin ein schreiendes Kind und eine Leiche vor. Die, die wir nach zwei Tagen begruben, war deine Mutter, das schreiende Kind warst du und der Vorsteher ist dein Vater.“

„Der Vorsteher ist mein Vater?“ rief Gottlieb entsetzt.

„Derselbe Mann, der mir meine Kinderjahre zur Hölle machte, derselbe, der mich zum Diebe stempelte und jetzt ins Arbeitshaus schicken will, der ist mein Vater?“

„Ja, das ist dein Vater. — Er bestreitet es zwar, ja, drohte mir sogar, als ich ihn einmal daran erinnerte, mit dem Einsperren, aber die alte Barbara hat keine Angst. Wenn es mir auch deine Mutter nicht gesagt hätte, so wüßte ich doch, daß er es ist. Du bist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, das ist mir Beweis genug.“

Vom nahen Kirchturm klangen elf metallene Schläge; der Nachtwächter stieß in nächster Nähe elfmal ins Horn, nachdem er mit krächzender Stimme die bekannte Strophe:

Liebe Leute laßt euch sagen,
Soeben hat es elf geschlagen —

„Jetzt muß ich gehen, Gottlieb. Wenn du dich retten kannst, rette dich, denn der Vorsteher führt nichts Gutes im Schilde. Er will dich um jeden Preis los haben, damit er an seine Jugendsünden nicht erinnert wird.“

Die Tritte des Nachtwächters wurden hörbar. Die Alte drückte noch einmal Gottliebs Hand, dann verschwand sie — Gottlieb war allein.

Er setzte sich vor Erschöpfung auf die kalten Steinfliesen. Ein Gemisch von Angst, Leid, Mut und Klage-lust zermarterte sein Gehirn, bekamm ihm die Brust. All die Schläge, all die Schimpfnamen, die er im zar-

testen Kindesalter ertragen und erdulden mußte, kamen ihm wieder in Erinnerung.

„Also nicht genug hatte er damit, daß er meine Mutter in den Tod trieb, auch mir mußte er noch meine Jugend stehlen, mein ganzes Leben vernichten,“ schrie er laut auf, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Im Selbstgespräch fuhr er fort:

„Und dieser selbe Mann, dem ich mein Leben verdanke, hat jetzt noch den Mut, mich ins Arbeitshaus stecken zu wollen. Um an seine Sünden nicht erinnert zu werden, schreckt er nicht zurück, sein eigenes Fleisch und Blut der größten Qual auszusetzen, ihm den Lebensfaden abzuschneiden, es aus den Reihen der menschlichen Gesellschaft auszustoßen!“

Er erinnerte sich an die liebevolle Behandlung seines Meisters, eines für ihn wildfremden Menschen. Je mehr er an die schöne Zeit zurückdachte, je mehr wuchs der Haß gegen seinen Vater. Sein Kopf schmerzte, die Brust zog es ihm krampfhaft zusammen.

Er sann weiter.

„Mein Vater ist ein reicher, geachteter Mann, ist Vorsteher einer Gemeinde, hat in der Kirche den vordersten Sitz. Sein Sohn sitzt im Spritzenhaus gefangen, darauf wartend, ins Arbeitshaus geschickt zu werden. Sein ältester Sohn wird einst den schönen Hof erben, wird wieder Vorsteher werden, so geht das von Geschlecht zu Geschlecht. Der älteste Sohn! Bin ich nicht der älteste Sohn, dazu berufen, das Erbe anzutreten? Das wird nie geschehen. Aber wenn ich ihn nicht bekomme, soll auch kein anderer haben. Vernichten will ich ihn, daß kein Stein auf dem anderen bleibt.“

Ein furchtbarer Gedanke stieg in ihm auf. „Vernichten, vernichten will ich ihn!“ rief er laut, mit geballten Fäusten.

Er erhob sich, zwängte sich durch das enge Fenster und sprang auf die Erde — er war frei. In weitem Bogen umging er den Hof und näherte sich der hölzernen Scheune, dort blieb er horchend stehen.

Nichts rührte sich — alles schlief!

Noch einmal kam ihm der Gedanke, tue es nicht, fliehe, aber der Haß war zu groß, erfüllte zu sehr sein ganzes Denken, die Stimme der Vernunft fand kein Gehör.

Ein kleines, bläuliches Flämmchen flackerte auf. Halm um Halm verschlang das gefräßige Element — erfaßte die dünnen, moosbedeckten Schindeln, kroch zuerst langsam, dann immer schneller und schneller weiter. Gepeitscht vom Wind erreichten die Flammen den First — Funken sprühten — vom Wind weitergetragen, ergriffen sie andere Objekte. Feuergarben stiegen gegen den Himmel, die Sterne erblähten — ein roter Schein war weit hin sichtbar.

„Feuer! — Feuer! — Feuer!“ Diesen träßlichen Ruf überlöteten das Prasseln und Krachen des brennenden Hofes.



Die Hände in den Hosentaschen, um den Mund ein hämisches Lächeln, die Augen stier in die Flammen gerichtet, so stand er da.

Traraaa! — Traraaa! — Traraaa!
Hornsignale und Feuerrufe, Stimmengewirr und Pferdegetrappel, dazwischen entsetzliche Schreie aus dem Hofe — alles das floß zu einem ungeheuren Lärm zusammen.

Die Weberufe aus dem Hofe taten Gottlieb am wohlsten. Die Hände in den Hosentaschen, um den Mund ein hämisches Lächeln, die Augen stier in die Flammen gerichtet, so stand er da. Es fiel ihm gar nicht ein, an eine Flucht zu denken; das Schauspiel war so großartig, daß es ihn wie gebannt festhielt.

„Schnell! — schnell!“ rief er, ungeduldig mit den Füßen stampfend. Die Vernichtung ging ihm zu langsam von statten.

Die Balken stürzten frachend in die Glut — die Men-

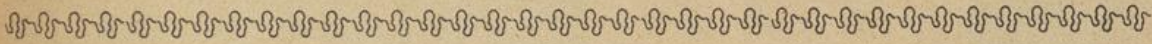
schen kamen immer näher — die Hunde heulten — Gottlieb stand wie angewurzelt und starrte lächelnd in das Flammenmeer.

*

Fünfundzwanzig Jahre später saß auf der Schwelle der halbverfallenen Hütte der längst verstorbene Barbara ein frühgealterter Mann; der scharfe Blick, der kurzgeschorene Schädel, das glattrasierte graue Gesicht, die graue Kleidung, alles das ließ auf den ersten Blick den Buchhändler erkennen.

Die Leute im Dorfe wichen ihm scheu aus; auch er hatte kein Bedürfnis, mit ihnen zusammenzukommen.

So lebte er einsam und verlassen, Christoph Gottlieb, der Dorflump.



Rouget de Lisle.

Ueber die Entstehung der französischen Nationalhymne, der Marseillaise, sind noch immer Legenden aller Art verbreitet, obwohl sich die Wissenschaft hat angelegen sein lassen, Licht in das Dunkel zu bringen, das die Geburt dieses historischen so bedeutsamen Gedichts lange verhüllte. In Je sais tout (Ich weiß alles) gibt nun André Zbles einen authentischen Bericht über die wunderbaren Zufälle, durch die aus dem unbedeutenden Dichtersling Rouget de Lisle im Rausch des großen Augenblicks der Schöpfer von Frankreichs Nationalhymne wurde.

Josef Rouget stammte aus einer angesehenen Bürgerfamilie, deren Mitglieder zumeist Juristen in höherer Stellung und königstreue Leute waren. Der junge Josef schlug infolgedessen aus der Art, als er, obwohl er etwas buclig war, die Soldatenlaufbahn erwählen wollte. Da die Militärschulen dem Träger des einfachen Namen Rouget verschlossen waren, so legte er sich die hochklingendere Fortsetzung „de Lisle“ bei und wurde nun Offizier in der französischen Armee.

Es war die Zeit der galanten Reimereien und der geistvollen Epigramme, in der jeder ein paar Verse zustande brachte, und so ward denn auch Rouget nicht ohne Erfolg um die Gunst der Dichtermuse, machte sich als Verfasser kleiner Gelegenheitsgedichte beliebt, die er den jungen Damen in ihre Alben schrieb. Im ganzen aber war er ein recht miserabler Poet, und niemand hätte ihm zugetraut, daß er binnen kurzem ein unsterbliches Lied schaffen werde, das seinen Namen nun schon mehr als ein Jahrhundert durch die Geschichte trägt. Seit 1791 war Rouget Hauptmann in Straßburg, und hier wurde er durch den General Kellermann bei dem damaligen Bürgermeister der Stadt, dem Baron Friedrich Dietrich, eingeführt, in dessen schöngeistigen Salon sich Philosophen und Weltleute trafen und wo der Hauptmann den jungen Damen eifrig den Hof machte. Man war bisher sehr freibeitlich, aber auch königstreu gesinnt, und als Ludwig XVI. die Verfassung beschwor, geriet der Bürgermeister in einen Freudenrausch und hat Rouget de Lisle, von dem er wußte, daß er gelegentlich den Pegasus besteige, eine Hymne auf die Freiheit zu dichten. Aber dem Offizier, der nur an niedliche, galante Reime gewöhnt war, schien das doch ein zu kühnes Beginnen, und er stand davon ab. Da kam die Kriegserklärung der Franzosen am 25. April 1792; die patriotische Begeisterung ließ die Stimmung in hohen Wogen anschwellen, und Dietrich fühlte sich gedrängt, an die Straßenerden Straßburgs folgende Proklamation anzuschlagen: „Zu den Waffen, Bürger! Das Banner des Krieges ist erhoben, das Zeichen gegeben. Zu den Waffen! Ihr müßt kämpfen,

siegen oder sterben. Zu den Waffen, Bürger! Wenn wir dabei beharren, frei sein zu wollen, dann werden alle Mächte Europas ihre dunklen Anschläge zerschellen sehen. Wie sie zittern, diese gekrönten Despoten! Marschieren wir, seien wir frei bis zum letzten Atemzug, und stets seien unsere Wünsche dem Glück des Vaterlandes und dem Wohl der ganzen Menschheit geweiht!“

Am Abend waren die Intimen des Dietrichschen Salons alle versammelt. Man sprach von der schwunghaften Proklamation des Bürgermeisters; man war erregt, Rouget, der musikalisch war, sang und spielte. Aber Dietrich war mit den Liebern, die er wählte, dem Ca ira und der Carmagnole, nicht zufrieden; sie schienen ihm unwürdig der Waffen Frankreichs, und von neuem bestürmte er den Dichter, Musiker und Soldaten, einen besseren Gesang an ihre Stelle zu setzen. Als Rouget an diesem Abend nach Hause ging, das Hirn von patriotischer Begeisterung und von genossenem Champagner trunken, da fiel sein Blick auf den Anschlag; die pathetischen Worte formten sich ihm zu Verse: „Zu den Waffen, Bürger!“ — „Das Banner des Krieges ist entfaltet!“ — So summt es in seinem Kopf; zu Hause angelangt, nahm er die Violine, die auf dem Tisch lag, gab einige Akkorde an und schrieb die fünf Strophen nieder, die heute den Hauptteil der Marseillaise bilden. Am Morgen, noch stiebend von dem Wurf, der ihm gelungen, eilt er zum Bürgermeister, läßt ihn aus dem Schlaf weden, und zitternd, stockend deklamiert er ihm und singt ihm seine fünf Strophen. Dietrich ist begeistert; er begleitet ihn zu seinem Gesang; das ganze Haus muß die neue Hymne hören. Abends erklingt sie bereits vielstimmig im Dietrichschen Salon. Das Lied zündete sofort, wurde nach ein paar Tagen schon öffentlich in Straßburg von der Kapelle der Nationalgarde gespielt, als „Kriegsgesang für die Rheinarmee“ gedruckt und nun von der allgemein patriotischen Aufregung schnell ins Land getragen. Nach Marseille hat es ein Student gebracht; er sang es bei einem Bankett, das die Stadt fünfhundert nach Paris marschierenden Kriegsfreiwilligen gab und diese Freiwilligen zogen ein paar Wochen später unter den Klängen des Liedes in Paris ein. Diese Stunde hat der Kriegshymne den historischen Namen des Sangs der Marseiller (Chant des Marseillais), der Marseillaise, gegeben.

Die ursprüngliche Marseillaise Rouget de Lisle hatte nur fünf Strophen; die sechste wurde später von dem Abbé Pessonneau hinzugefügt, die siebente, „die Strophe der Kinder“, verdankt ihre Entstehung dem